Rastenburger
„Heimatblätter"
für
Heimatpflege und Geschichtskunde

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich: Arthur Springfeldt, Rastenburg. | Nachdruck der Originalbeiträge verboten! | Druck und Verlag: Buchdruckerei der Rastenburger Zeitung G. m. b. H.

Nr. 10 | Rastenburg, Sonntag, den 18. Juni | 1922

Das Schloß in Dönhofstädt.

(Nachdruck verboten.)

Das Dorf Gr. Wolfsdorf ist um das Jahr 1361 von dem aus Westdeutschland stammenden Ritter Konrad von Wolfsdorf erbaut. Auch die — einstmals der Jungfrau Maria („unserer lieben Frau") geweihte — Kirche stammt in ihren Grund- und Ringmauern noch aus jener Zeit; doch hat sie ihr jetziges äußeres Aussehen erst infolge zweier großer Reparaturen nach den Jahren 1818 und 1848 gewonnen, wo sie durch Orkane schwer beschädigt war. Das Dorf umfaßte ursprünglich 22 Bauernhöfe, den Krug, sodann Kirche u. Pfarre. Erst im Jahre 1598 erbaute der damalige Besitzer des Dorfes, Herr Ludwig von Rauter, Regent des Herzogtums Preußen, ein Schloß und einen Hof in der Gegend, wo heute das Amtshaus Dönhofstädt steht, und zog neun Bauernhöfe zu demselben ein. Dieses Schloß stand nur etwa hundert Jahre, weil der ungünstige sumpfige Baugrund nicht die genügende Tragfähigkeit für die 6 Fuß dicken Mauern hatte. Im Jahre 1651 war das Dorf durch Heirat in den Besitz der damals in Kurland und Polen begüterten Grafen Dönhoff gekommen. Graf Boguslaw Dönhoff, Kgl. Preuß. Generalmajor und Amtshauptmann in Barten, erbaute das jetzige Schloß in Dönhofstädt in den Jahren 1710 bis 1714 und gab ihm seinen Namen. Angeregt zu dem Bau wurde er durch den ersten König in Preußen, welcher in seinem neuen Königreiche auch würdige Unterkunft bei seinem Adel zu haben wünschte. Die Pläne stammen von dem kgl. Oberbaudirektor von Collas, einem Italiener. Die andern unter gleichen Voraussetzungen in Ostpreußen gebauten Schlösser sind: Schlobitten, Finkenstein und Friedrichstein. Es ist ein fein gegliederter Renaissancebau, der seine architektonischen Schönheiten freilich nur demjenigen offenbart, der etwas von Kunst versteht und sich liebevoll in die Feinheiten der Architektur vertieft. — Ganz töricht ist das Gerede, daß es „nach dem Kalender" gebaut sei (12 Schornsteine, Monate; 52 Türen, Wochen; 365 Fenster, Tage). Abgesehen davon, daß es stets nur 11 Schornsteine gehabt hat und hat und daß es, für süditalienisches Klima berechnet, ursprünglich nur Türen und gar keine Fenster hatte, springt der Unsinn, daß auf nur 52 Türen 365 Fenster, d. h. auf eine Tür sieben Fenster kommen könnten, jedem deutlich in die Augen; tatsächlich hat kein Raum mehr als 3 Fenster.

Die Russenzeit hat das Schloß, treu und klug behütet durch den damals fast achtzigjährigen Haushofmeister Anders und den Gräfl. Rendanten Hofmann, unbeschädigt überstanden. Nur einige Möbel sind von den Kosaken erbrochen worden, bis jene Männer den Plünderern Einhalt tun konnten. Vor dem Kriege war ein viel bewunderter Hirschpark beim Schlosse vorhanden, in welchem 100 bis 120 Damhirsche, darunter viele weiße, auch einige schwarze, gehegt wurden. Sie mußten aber im Kriege auf Anordnung der Behörden abgeschossen und der Volksernährung zugeführt werden. Jetzt ist der Wildzaun, welcher von den Russen an mehreren Stellen, um Durchgang für Patrouillen zu schaffen, durchgebrochen, aber nach ihrer Vertreibung sofort wieder instandgesetzt worden war, abgebrochen und der Rest der Hirsche in Freiheit gesetzt.

Während auf dem benachbarten Prassen die Familie der Freiherren und Grafen zu Eulenburg seit dem Jahre 1490 ununterbrochen sitzt, haben die besitzenden Familien von Gr. Wolfsdorf und Dönhofstädt vielfach gewechselt. In der Hand der Familie des oben genannten Stifters des Dorfes blieb dasselbe bis 1487, wo es durch Kauf an die Herren von Rauter kam, die damals schon das jetzt noch zu Dönhofstädt gehörige Gut Pomnick besaßen. Im Jahre 1614 kam die Begüterung durch Heirat an die Burggrafen zu Dohna, 1659 auf demselben Wege an die Grafen Dönhoff, deren letzter, Graf Stanislaus Dönhoff, Freiheitskämpfer aus den Befreiungskriegen, am 25. Juli 1916 starb. Durch Erbschaft kam Dönhofstädt an dessen Schwester, Gräfin Angelika, welche mit einem Grafen zu Dohna aus dem Hause Reichertswalde kinderlos verheiratet war. Sie starb am 24. Juni 1866 zu Bern in der Schweiz. Ihre Leiche wurde von ihrem treuen Reisemarschall, dem erst am 14. März 1917 im 84. Lebensjahre verstorbenen Haushofmeister Fritz Anders mitten durch die Kriegswirren nach Dönhofstädt gebracht und hat ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhofe in Gr. Wolfsdorf gefunden. Gräfin Angelika vermachte ihren ganzen Grundbesitz ihrer Nichte, Frau Gräfin Marianne zu Stolberg-Wernigerode, der Großmutter des jetzigen Besitzers der durch sie zum Majorat gemachten Fideikommißherrschaft Dönhofstädt.

In früheren Zeiten war es vielfach Sitte, die Leichen wohlhabender Personen in oder bei der Kirche zu beerdigen. So ruhen in der Kirche selbst der Erbauer des ersten Schlosses, Ludwig von Rauter, und Burggraf Friedrich zu Dohna, dessen diplomatischem Geschick es wesentlich zu danken ist, daß die Verbindung des Herzogtums Preußen mit der Mark Brandenburg vom polnischen Reichstage gebilligt wurde. In drei im Laufe der Zeit an die Kirche angebauten Grüften ruhten eine große Anzahl Grafen und Gräfinnen Dönhoff, darunter der Erbauer des jetzigen Schlosses und der kühne polnische Reitergeneral Graf Ernst Dönhoff, welcher in den Kriegen gegen die Türken großen Ruhm erwarb und auch bei der Errettung der Kaiserstadt Wien von den Türken durch den Polenkönig Johann Sobieski sich auszeichnete. Auf diesem Zuge begleiteten ihn auch seine getreuen Gr. Wolfsdorfer Bauern, die mit dem ganzen Heere des Polenkönigs in den polnischen Schlachzizenstand erhoben wurden. Wenigstens eine jener Fa-

milien, Schultz, sitzt noch heute, nach Jahrhunderten, auf dem angestammten Bauernerbe in Gr. Wolfsdorf; sie nennt sich seit jener Zeit Schultzky.

Die Familie des jetzigen Majoratsherrn von Dönhofstädt hat sich einen schönen Privatfriedhof im Schloßgarten geschaffen, wo die Leiber ruhen, während die Namen der Hinzugekommenen auf steinernen Tafeln in einer schönen Gruftkapelle im Anschluß an die Schloßkirche dem Gedächtnis aufbewahrt bleiben.

Sitten und Gebräuche aus der engeren Heimat.

Von Fritz Geruschke.

(Schluß aus Nr. 9 der „Rastenburger Heimatblätter.")

Das Pfingstfest ist nicht von besonderen Gebräuchen erfüllt, denn die Sitte, „das Fest mit Maien zu schmücken", findet man auch in anderen Landstrichen unseres Vaterlandes. Dem Weihnachtsfeste sahen früher die Buben und Mädel mit Erwartung, aber auch mit besonderer Scheu entgegen. Denn der Weihnachtsmann ging um. Zwar verbarg er sich in der Gestalt irgend eines bekannten Mannes aus dem Dorfe, mit einem nach außen gekehrten Schafspelze bekleidet oder unkenntlich mit Erbsstroh umwickelt, aber der Respekt vor dem Weihnachtsmann blieb. Eine Larve mit langem Barte vervollständigte den Anzug des „Knecht Rupprecht", zu dem selbstverständlich auch ein Sack und eine Rute gehörten. Wehe dem Kinde, das seinen Weihnachtsspruch nicht hersagen konnte!

Die Jahreswende ruft neben dem Totenfest die Erinnerung an die Verstorbenen wach. In der Neujahrsnacht wird auf den gedeckten Tisch von jedem Familienangehörigen Brot und Salz gestellt; wessen Salzhäufchen am Morgen kleiner ist, steht den Toten besonders nahe, denn von seinen Gaben haben sie sich gestärkt. Am Sylvesterabend begegnen wir auch dem überall üblichen Zinngießen. Ferner werden von Ledigen Apfelsinenschalen rückwärts geworfen, aus der Form der niederfallenden Schalen soll der Anfangsbuchstabe des zukünftigen Ehegemahls zu ersehen sein. Am Neujahrsmorgen wird mit einer Nadel in das geschlossene Gesangbuch gestochen, der gefundene Vers dient dann als Geleitspruch für das ganze Jahr. Allerdings ist dieses Orakel nicht ganz zuverlässig, denn die Leutchen haben sich meist vorher die Stelle „Sterbe- und Begräbnislieder" gemerkt und hüten sich, hieraus den Geleitspruch zu holen.

Kehren wir zu der Wirtschaft des jungen Ehemannes zurück! Er freut sich über den zunehmenden Wohlstand. Da wird plötzlich ein Stück Vieh krank. Wozu braucht er einen Tierarzt, wenn es doch alte Leute gibt, die das Vieh „besprechen" können! Also wird das Vieh besprochen und beräuchert. Hilft es nicht, so ist eben der Zauber zu groß, gelingt es, steigen die Dorfweisen im Ansehen. Ueberhaupt sind die geheimnisvollen Kuren nicht nur beim Vieh, sondern auch beim Menschen viel im Gebrauch, und glaubwürdige Leute erzählen allen Ernstes, daß sie nur dem „Besprechen" ihre Gesundheit verdankten. Es werden z. B. die Gesichtsrose besprochen, die Bartflechte beseitigt, Warzen entfernt, Magenkoliken geheilt, Lungenleiden durch Hundefett kuriert u. a. m. Das Beseitigen der unheilbaren Bartflechte gestaltet sich etwa folgendermaßen: Die Bartflechte wird mit allerlei Formeln besprochen, dann geht der mit dem Leiden Behaftete dreimal in die Kirche während des Gottesdienstes, bestreicht die Flechte und sagt dreimal leise: „Was ich denk, ist eine Sünde, was ich bestreiche, das verschwinde!" Die Warzen und sonstigen Schönheitsfehler werden in ein Taschentuch hineingesprochen und dieses dann fortgeworfen. Der Finder freut sich des Fundes, ärgert sich dann aber über die Warzen, die er bekommt, während sie bei dem Besprochenen allmählich verschwinden. Es gelingt Fremden nie, sich besprechen zu lassen, denn die weisen Leute sind mißtrauisch und nur eng Befreundete gehören zum Patientenkreise.

Feuerlärm ertönt im Dorfe; ein Wohnhaus brennt. Da Brandstiftung vermutet wird, erhält der Besitzer des brennenden Hauses den Rat, auf den Boden zu steigen und den Schornstein anzusehen, denn das Bild des Brandstifters soll am Schornstein erscheinen!

Einem Wirbelwind geht der Landwirt aus dem Wege, denn in dem Wirbelwind treibt der Teufel sein Spiel.

Zum Schluß dieser Geschichten möge auch der Schluß des Menschenlebens, das Sterben, folgen. Hier hat der Volksglaube besondere Vorstellungen über das Seelenleben geschaffen und darum knüpfen sich besonders viel Gebräuche an das Ableben.

Der Hofhund heult in stiller Nacht. Es ist kein gewöhnliches Bellen, sondern ein langgezogenes klagendes Heulen, das sich schaurig anhört. „Der Tod geht über das Land", sagt man und bekreuzigt sich. Der Hund hat den Tod gewittert. Den Hunden und Pferden wird diese Eigenschaft zugesprochen. In der Stube fällt plötzlich ein Bild von der Wand, der Nagel hat sich im Laufe der Zeit gelockert. Dieser natürliche Vorgang gewinnt eine andere Bedeutung: „Es meldet sich was!" Dieses „Melden" kann nun den nahen Tod im Hause oder das Hinscheiden eines fernen Verwandten anzeigen. Auch Träume künden den Tod an, z. B. der Traum vom Brombeerenpflücken.

Der über das Land gehende Tod hat unserem Landmanne die Gattin geraubt. In der Sterbestunde werden Spiegel und Bilder verhängt, die Uhr angehalten und der Hausherr geht durch die Stuben, Ställe und Scheunen: „Die Frau ist tot!" Auch das Vieh soll Kunde des erschütternden Ereignisses erhalten. Der kleine Sohn ist fassungslos, die Mutter zu verlieren. Der Vater gibt ihm den Rat, der im Sarge liegenden Mutter an die rechte große Zehe zu fassen, denn dadurch wird der Schmerz gemildert. Es darf keine Träne auf den Sarg fallen, denn die Tote findet sonst keine Ruhe im Grabe. Der Tischler darf von den beim Sargmachen abfallenden Hobelspänen nichts zurückbehalten, sondern muß alles in den Sarg legen, denn sonst holt ihn der Tote. Der Leiche werden auch nicht die gewöhnlichen Totenschuhe, sondern die besten Lederschuhe angezogen, damit sie auch die „Wanderung zum Himmel" aushalten.

In den Nächten bis zum Begräbnis brennen Kerzen an der Totenbahre. Wen es gelüstet, der kann auch durch das mit einem seidenen Tuche zu verhängende Schlüsselloch hindurchsehen, je nach dem Leben der Verstorbenen wird er gute oder böse Geister am Sarge stehen sehen können. Doch höchst selten versucht jemand, seine Neugierde zu befriedigen, denn die Geister stellen sich jede Nacht um dieselbe Zeit bei ihm ein und verweilen eine Stunde bei ihm.

Nach dem Begräbnis wird die schon eingangs erwähnte Sitte, die Tischdecke an den nächsten zum Kirchhof führenden Kreuzweg zu tragen, ausgeübt. Drei Tage noch bleiben Spiegel und Bilder verschleiert, dann fordert der Alltag wieder seine Rechte.

•

Sitten und Gebräuche aus der Heimat! Es gebricht an Raum, alle für die Volkskunde wichtigen Ueberlieferungen aufzuführen. Nicht nur auf dem Lande ist ihre noch nicht versiegende Quelle, auch in der Stadt sind sie, wenn auch in milderer Form, vorhanden.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe und versuche in dem aufgeschlagenen Buche der Heimat zu lesen, das ihm Einblick in die sich offenbarende Volksseele gewährt.

Das Chor der Schuster in der St. Georgskirche.

Von Arthur Springfeldt.

(Nachdruck verboten.)

In unserer Kirche befinden sich unter dem Orgelchor und am nördlichen Ausgang desselben Teile der ehemaligen Gewerksstände. Man wird zugeben, daß dieses Gestühl — es ist mit gotischer Schnitz- und Auflegearbeit versehen — besser aussieht als die heutigen Reihenbänke, die man anstelle der alten Stände bei der inneren Erneuerung der Kirche im Jahre 1880 errichtete. Das beste Chor in der Kirche besaß das Gewerk der Schuhmacher. Es ist, wie in einem Aktenstück mitgeteilt wird, 1612 erbaut, im Jahre 1623 erneuert worden. Die Erneuerungs- und Auffrischungsarbeiten kosteten 168 Mark, 17 Silbergroschen. Nach Fertigstellung der Arbeiten gab es, wie es in alter Zeit so üblich gewesen, einen Schmaus. Die „Brüder" (Gewerksgenossen) zechten dabei recht wacker, und der Pfarrer, der die Handwerker während der Zeit der Arbeiten beköstigte, erhielt „für Verauslagung in Essen und Trinken" 9 Mark 40 Groschen. Das Gestühl war mit Malerei (Passionsgemälden) und Schnitzwerk versehen. Zu den Bildern hatte der deutsche Pfarrer einige Reime gemacht. In diesem Zustand war das Schusterchor bis zum Jahre 1880 vorhanden. Als es eingezogen wurde, mietete das Gewerk einige Sitze auf dem Platz des ehemaligen Chors gegen eine Jahresgebühr von 9 Mark.

Das Aktenstück berichtet auch von einem Streit, der sich im Jahre 1708 abspielte. Der damalige Amtsschreiber Günther, ein Mann von Einfluß und Ansehen, machte den Schustern das Besitzrecht an ihrem Kirchenstand streitig. Er behauptete kühn, daß die Schuhmacher sich das Chor widerrechtlich angeeignet hätten. Nicht ihnen, sondern den Honoratioren der Stadt sollte das Chor gehören. Er vertrieb die Schuhmacher von ihrem Stand und verbot ihnen die fernere Benutzung. Die Schuhmacher waren zwar untertan der Obrigkeit, was sie umsomehr sein mußten, als mancherlei Sünden ihrer Vorväter ihr Ansehen belasteten. Die Anmaßung des Amtsschreibers, der wohl in dem Sündenregister der Schuster nachgelesen hatte, ging ihnen denn doch „über die Hutschnur". Sie ließen sich vom Herrn Stadtschreiber eine eingehende Denkschrift abfassen, in der sie den untrüglichen Beweis ihres Besitzrechtes an dem Chor erbringen. Dem Herrn Amtsschreiber werden in dem Schriftstück Dinge nachgesagt, die ihn als gewalttätigen und rachsüchtigen Mann kennzeichnen. Wenn wir nicht irren, hat die Tätigkeit des Amtsschreibers Günther — er besaß in der Stadt u. a. das heutige Haus des Sattlermeisters Platz auf der Neustadt — ein unrühmliches Ende gefunden. In der Denkschrift heißt es u. a. wider den Herrn Günther und den Herrn Stadtkapitän, der — wohl auf Veranlassung des ersteren — Jagd auf die Schuhmachergesellen machte:

„Gegen diese Beweise (über das Besitzrecht) wird also der Herr Amtsschreiber unmöglich was widriges einwenden können. Noch weniger wird ihm aber möglich seyn, die unbefugte gewaltsame Thätlichkeiten, so Er wider dieses Gewerck vorgenommen hat, zu verantworten. Angemerckt Er, ohne vorhergegangene publication der Verordnung vom 13. November, so gleich am 18. November, da dieses Gewerck von nichts wußte, nicht durch eine honette (ehrenhafte) Person, sondern nur durch den Amts-Chorwächter ganz unvermuthet, da die Schuhmacher des Morgens früh in die Kirche gehen wolten, dem Eltermann dieses Gewercks sagen lassen, Er nebst seinen Gewercks-Genossen solten sich des Chors enthalten. Darauff Er denn auch alsofort, diesen Chorwächter und noch einen Gärtner vor die Thür des Chors gestellet, die allein den Herrn Amtsschreiber und die Stadt-Officire hinauff laßen und die zur Kirche kommenden Meister und Gesellen der Schuhmacher von daselbst zurückweisen mußten. An demselben Tage, da Herr Stadt-Capitain gemercket, daß die Schuhmacher hierüber großen Unmuth spüren ließen, hat dieser 5 Mann der enrollirten (bewaffneten) Bürgerschaft zu allen Meistern dieses Gewercks geschicket, und, unter dem Vorwandt, daß Sie einige ihrer Gesellen zu Soldaten angegeben, von ihnen mit größter Inopportunität (Ungelegenheit) begehret, Sie solten alle Gesellen in sicher gewahrsamen nehmen laßen, zu dem Ende denn auch, am Sonntage, auff ungewöhnliche Weise, abends sehr früh das Thor geschlossen und auff jeden, so etwan nur auf die Vorstadt gehen wolte, solches zu verhindern, gepaßet werden müßte. So war denn geschehen, daß einer dieser Gesellen, ob er gleich mit einem Paß von der Kgl. Regierung versehen war, sich in die Corps de Garde schleppen lassen mußte; die andern aber, auß Schrecken, so verlieffen, daß itzo kaum 6 Gesellen von ihrem Handwerck übrig sind; da doch von denen entkommenen, wenn sie öfter also erschrecket worden wären, noch viele dar werbenden Miliz hätten zu Statten kommen können. Den folgenden Montag hat Herr Amtsschreiber, des Morgends, da man dem gewöhnlichen Gebeth beywohnen solte, auf recht feindliche Weise an dem heiligen Orth die zugeschlossene Thür gedachten Chors mit einer Axt gewaltsam auffbrechen laßen."

Der Amtsverweser, an den diese Eingabe gerichtet war, hat dem Ersuchen der Schuhmacher, sie wieder in den Besitz ihres Chors zu setzen, stattgegeben. Ob aber die „Entsetzung mit scharfer Strafe" bedacht und auch die „übrigen Illegalitäten (Ungesetzlichkeiten) der Kontravenienten (Uebertreter) nachdrücklich geahndet" wurden, ist nicht bekannt.

Ostpreußische Gold- und Silberträume.

Die ältesten Nachrichten von ostpreußischen Gold- und Silberfunden sind oft mit großer Bestimmtheit in den Chroniken verzeichnet. Einer Nachprüfung halten diese Nachrichten nicht stand. Sie alle lassen sich mit der geologischen Struktur unserer Provinz nicht vereinbaren. So erzählt Bock, daß ein Königsberger Goldarbeiter um 1680 am Haff — an welchem Haff ist nicht gesagt, es ist wohl das Frische Haff gemeint — Gold in einem gediegenen Stück gefunden haben soll. Derselbe Mann soll auch aus dem Mergel bei Braunsberg und Frauenburg, sogar öfter, bis 160 Lot Silber gewonnen haben! Bock nennt den Mann — Barthold Schwarz, und es liegt daher die Vermutung nahe, daß die Kunde von der Erfindung des Pulvers in Ostpreußen in dieses Gold- und Silbermärchen umgewandelt worden ist.

Nach Grunau soll man im sechzehnten Jahrhundert im Hockerland, einem Teil des Oberlandes, Steine gefunden haben, die Silber-, Blei- und Eisenerz enthalten hätten. Hier sollen auch bergmännische Versuche zur Gewinnung dieser Steine gemacht worden sein und noch gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts haben im Oberland die Ueberreste der alten Schächte gestanden. In diesem Fall liegt wenigstens die Möglichkeit vor, daß erratische Blöcke Bleiglanz enthalten haben, der meist einen ganz minimalen Silbergehalt besitzt. Im achtzehnten Jahrhundert wurde der Hofrat Kortholt ausgeschickt, um den Ort dieser „Silbergruben" festzustellen, was ihm aber nicht mehr gelang.

Mehrere Chronisten behaupten, daß unter Winrich von Kniprode Silber, Kupfer und Eisen bergmännisch in Ostpreußen gewonnen wären. Davon muß man die Eisengewinnung gelten lassen, die aber nur in der einfachen Gewinnung von Braun-, Raseneisenstein oder von einer andern Eisenerde bestanden haben kann. Ganz merkwürdig ist aber Lukas Davids Erzählung: „Ich weiß einen Ort im Allensteinschen,

da ist ein Erdreich, fast wie Mergel; wenn er trocken wird, hat er Schimmelfarbe. Ist versucht worden, hält Silber, aber sehr gering."

Im Jahre 1781 — so erzählt Preuß — machte ein ehemals polnischer Major v. Keyler, „wie es scheint, ein Mann von sehr erhitzter Einbildungskraft", Friedrich dem Großen die Anzeige, daß bei Christburg „ein ergiebiges Bergwerk" sei, welches Gold und Silber enthalte. Keyler berichtet auch, daß hier Stücke „geschmolzenen Goldes" gefunden wären. In demselben Jahre schickte der König einen Sachverständigen nach Christburg, der nur Eisen fand. Als im nächsten Jahr der Graf Dohna dem König ein Stück solchen „geschmolzenen Goldes" einsandte, schickte es der König mit dem Bemerken zurück: „Ich glaube nicht, daß dorten in der Erde Gold gefunden werden möchte."

Auch die im vorigen Jahr wieder zu einer gewissen Berühmtheit gekommenen Goldberge bei Muschaken sind unter Friedrich Wilhelm I. bergmännisch untersucht worden. Gold wurde natürlich nicht gefunden.

Und doch — einmal, vor genau hundert Jahren, ist in Ostpreußen ein großer Goldfund gemacht worden und zwar bei Kl. Tromp, nahe Braunsberg. Aber es war — gemünztes Gold. 1822 pflügte hier ein Landmann 97 römische Goldmünzen aus dem Acker, die der König für 500 Taler ankaufte. Schon um 1730 waren an dieser Stelle einige römische Goldstücke gefunden worden. Das römische Gold soll ein Gegengeschenk für Bernsteingaben gewesen sein.

Und damit sind wir beim rechten und einzigen ostpreußischen Gold angelangt, beim Bernstein, dessen bergmännische Gewinnung in der ganzen Welt einzig bei uns in Ostpreußen betrieben wird.

(Aus der „Hartungschen Zeitung".)

Das deutsche Heimweh.

(Aus „Muttersprache".)

Keinen tieferen Wesenszug besitzen wir in der Freude und im Schmerz! In dem Wort, in dem Empfinden „Heimweh" liegt unsre Liebe; unsre Liebe, die nur mit dem letzten Lebenshauche ersterben kann. Sie fragt nicht, ob sie glücklich oder unglücklich sei, ob sie erwidert oder nicht erwidert wird — sie liebt. Hunderttausende und Millionen unsrer Brüder und Schwestern haben seit den Märztagen des Jahres 1848 der deutschen Heimat den Rücken gekehrt. Politisch verzweifelt, wirtschaftlich genötigt, manche auch lediglich aus der alten deutschen Abenteurerlust heraus. Aber ob sie auch wanderten von Land zu Land und Weltmeere zwischen sich und die Heimat legten, eines wanderte mit ihnen und ließ sich nicht abschütteln wie der Staub des Vaterlandes — die heimliche Liebe, die nicht mehr zu wägen vermag zwischen Treue und Untreue: das Heimweh.

Ob wir fliehen, ob wir verpflanzt werden, die alte Heimat gibt uns die Urkraft ihres Bodens mit, ohne die wir ein haltloser Schemen wären. So wie dem Baum der Wurzelballen Erde gelassen werden muß, so können auch wir Deutsche nur dann in fremden Landen ragend aufwachsen, wenn wir den Wurzelballen mitgebracht haben und zäh an ihm festhalten, als dem ureigensten und stärksten Kräftebringer, den Wurzelballen: das Deutschtum. Ein Volk, das seine Abstammung mißachtet — wie könnte es je Mitbegründer eines neuen großen Volkes werden, das mit Stolz seine Vorgeschichte rückverfolgen will bis in die alten geschichtlichen Zeiten der Ahnengeschlechter. Diesen Stolz werden unsere Enkel von uns fordern, gleich ob sie diese oder jene Seite des Atlantischen Ozeans bewohnen werden. An uns wird es sein, nicht mit leeren Händen, nicht mit ausgeplünderter Gesinnung vor ihnen dazustehen!

Rudolf Herzog.

Sprachecke.

S. H. — J. H. Eine neue Abgeschmacktheit verbreitet sich mit Riesenschritten, wie denn in deutschen Landen leider Gottes nichts mehr Aussicht auf Erfolg und Uebererfolg hat als Modedummheiten. Man erhält jetzt kaum noch Briefe ohne die rätselhaften Buchstaben S. H. oder J. H. Vom Hochwohlgeboren, das vernünftige Leute eigentlich als eine Beleidigung auffassen müßten, haben sich viele glücklich losgeeist; flugs aber wird etwas „Neues" erfunden. Vornehm, „direkt vornehm" ist es jetzt, auf Briefumschlägen an einen Herrn vor „Herrn . . ." „S. H." zu setzen, das „Seiner Hochwohlgeboren" heißen soll und entsprechend an allen Weibsen „J. H." Die Schuljungen schreiben schon kaum mehr anders, die dümmste und kleinste Göre erhält diesen Ehrentitel, und es wird nicht lange dauern, bis sich die Dienstboten auch so anhauchen: i ha, es ha. Kürzlich allerdings soll eine bös hineingefallen sein: sie sieht das „J. H." auf einem Briefe an ihre „gnädige Frau", die zufällig Ida Hagen heißt, denkt „Halt!" etwas Neues; man setzt die Anfangsbuchstaben voraus! — und schreibt alsbald an ihre Freundin: „M. K. Fräulein Marie Käselack in Neuendorf."

Entgelt. „Entgelt" hat ursprünglich männliches Geschlecht, wie die zahlreichen anderen aus Zeitwörtern unmittelbar abgeleiteten Hauptwörter, z. B. der Erwerb, der Kauf, der Schlaf. Das Wort ist dann aber an „Geld" angelehnt worden, und dies hat zur Folge gehabt: erstens die Schreibung mit d (und danach denn auch „unentgeldlich"), zweitens die Betonung auf der ersten Silbe, und drittens das sächliche Geschlecht. Während aber die Schreibung mit d und die Betonung der ersten Silbe nicht zu billigen sind, läßt sich gegen das sehr häufige sächliche Geschlecht schwerlich etwas einwenden. Auch Gustav Freytag schreibt: „daß der Spender . . . ein Entgelt dafür erhalte". Aehnlich ist es mit „Bereich", das, ursprünglich männlichen Geschlechts, in Anlehnung an das gar nicht mit ihm verwandte „Reich" jetzt meist sächlich gebraucht wird.

Heimische Dichterecke.

Sonne.

Küßt wieder nach langem Wintertraum
Frau Sonne den Frühling wach,
Verklärt sie mit alter Zaubermacht,
Was schlafumfangen noch lag.
Spannt weit sie am blauen Himmelsdom
Den Strahlenmantel aus Gold,
So thront sie im weiten Erdenreich
Wie eine Königin hold.
Als solche voll Huld verklärt ihr Licht
Nicht reich nur der Erde Höhn,
Ihr goldenes Sonnenangesicht
Möcht's Kleinste nicht überseh'n.
Verborgene Blümchen am Waldessaum,
Das kleine Bächlein im Tal,
Am Kellerfenster ein blasses Kind
Küßt liebespendend ihr Strahl.
Drum sei gesegnet auch mir du Tag
Den Sonne mir froh verklärt;
Die Tage voll Leid entfliehn dem Blick,
Wenn er zur Sonne sich kehrt.

A. F.

